Werk

Titel: Meyer-Lübke, W.: Einführung in das Studium der romanischen Sprachwissenschaft

Autor: Gauchat, L.

Ort: Berlin

Jahr: 1903

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?345617002_0025|log63

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

Referate und Rezensionen.

Meyer-Lübke, W. *Einführung in das Studium der romanischen Sprachwissenschaft.* Heidelberg, Winter, 1901. X, 224 S. 8°.

Das letzte zusammenhängende Werk, das wir Meyer-Lübke verdanken, bildet den ersten Band einer Sammlung romanischer Elementarbücher, welche der Autor, von einer ähnlichen Sammlung germanistischer Handbücher inspiriert, unter Mitwirkung vieler Fachgenossen zu veröffentlichen unternahm. Der bis jetzt einzig vorliegende Einleitungsband eröffnet die erste Reihe der geplanten Elementarbücher, welche die Grammatiken umfassen wird. Das Buch ist dem Neuling (p. VII) gewidmet, der daraus lernen soll, welche Aufgaben auf dem Gebiete der romanischen Sprachwissenschaft zu lösen sind und dazu einer methodischen Anleitung bedarf. Es wird daher zweckmässig sein, wenn ich das Buch hauptsächlich vom Standpunkt dieses Neulings bespreche. Derselbe wird vielleicht nicht der Ansicht sein, dass Erörterungen über Lautgesetz und Analogie, sowie die Grundzüge der Lautphysiologie nicht in das Buch gehören, um so mehr als es doch einen allgemein sprachwissenschaftlichen Teil, *Biologische Aufgaben* genannt, enthält. Der Lehrer, welcher vor Anfängern romanische Philologie doziert, kann diese Gebiete nicht umgehen; er wird nicht nach einigen einleitenden Bemerkungen gleich mit allerlei Lautgesetzen manipulieren, die dem Hörer innerlich und äusserlich fremdartig vorkommen müssen. Er wird vielmehr etwa vom sogenannten Vulgärlatein ausgehen (§ 69 ff. der *Einführung*!), dann auf Grund einzelner Beispiele zunächst in elementarer Weise zu den Prinzipien der Sprachentwicklung vordringen. Sollte er sich auf Meyer-Lübkes *Einführung* stützen wollen, so wäre er genötigt, sich oft vom Buche ganz zu entfernen oder dessen Einteilungsgrundsätze zu verlassen. Die Lücke über die Sprachgesetze ist dem romanistischen Neuling um so fühlbarer, als wir immer noch kein leicht verständliches, auf den romanischen Sprachen aufgebautes Pendant zu Pauls *Prinzipien* besitzen. Mit Recht hat Behrens seiner altfranzösischen Grammatik einige Kapitel prinzipieller Natur vorausgeschickt. Auch die Unterdrückung der Wortbedeutungslehre, zu welcher die letzten Jahre doch namhafte Bei-

träge gebracht haben, und der Syntax ist ein Mangel. Es handelte sich für Meyer-Lübke ja nicht darum, den dritten Band seiner Grammatik auszuschreiben, sondern darum, das Wichtigste der spätlateinischen Syntax unter methodischen Gesichtspunkten zusammenzustellen.

Unser Buch zerfällt in folgende Abschnitte: Einleitung, d. h. subjektiv gehaltene, aber geschickt zusammengefasste Literaturangaben und ein sehr interessantes, nach neuen Gesichtspunkten entworfenes Kapitel über äussere Grenzen und innere Gliederung der romanischen Sprachen; dann folgt der erste Teil, der vom Wortschatz handelt, und der mit seinen Erörterungen über das lateinische, gallische und germanische Element eine Art gedrängte Neuausgabe der Einleitung der Grammatik der romanischen Sprachen bildet; daran schliessen sich als zweiter Teil die Aufgaben der romanischen Sprachwissenschaft, die in biologische und paläontologische zerfallen, letztere mit dem Hauptabschnitt Lateinisch und Romanisch und zwei viel kürzeren, welche die Frage der Beeinflussung des Romanischen durch die Sprache der Ureinwohner des betreffenden Landes (Vorlateinisch und Romanisch) und die Ortsnamenforschung betreffen. Der Abschnitt Lateinisch und Romanisch ersetzt teilweise sehr vorteilhaft die Abhandlung, welche Meyer-Lübke im *Grundriss* über das Latein herausgegeben hatte, und welche, da sie fast aus lauter Formeln bestand, für Anfänger ganz unverständlich war. Diese neue, fast hundert Seiten umfassende Studie ist ein fasslicher, vorsichtig gehaltener, gut dokumentierter Ersatz für die immer noch fehlende Grammatik des Vulgärlateins, allerdings mit vielen Lücken: so werden z. B. mehr die Deklinationsübergänge als die vorromanischen Deklinationssysteme besprochen, die Frage des Normalkasus wird nicht im Zusammenhange auseinandergesetzt, etc.

Des Verfassers Hauptaufgabe war es, sich mit dem Vorromanischen zu beschäftigen, da die anderen Bände der Sammlung die Darstellung der einzelnen romanischen Sprachen zum Gegenstand haben werden. Daher spricht der Verfasser z. B. einlässlich von der Palatalisierung des *c* vor *e* und *i*, die lateinisch ist, unterlässt es aber, zusammenhängend vom Wandel *capu* = *chief* zu sprechen, der in die galloromanische Einzelgrammatik gehört. Indem das Buch sich vorwiegend mit der Sprachentwickelung der Jahre 1—1000 beschäftigt, erfüllt es vortrefflich seine Aufgabe als einführendes Handbuch, und Meyer-Lübke, mit seiner umfassenden Kenntnis der ausserromanischen Sprachen, mit seiner ganz souveränen Beherrschung der entlegensten romanischen Dialekte, mit seiner grossen Kombinationsgabe, war vor allen geeignet, dieses Werk zu schreiben.

Kehren wir zur Einteilung des Buches zurück. Die Gediegenheit des Inhaltes lässt bedauern, dass derselbe nicht übersichtlicher geordnet ist. Ich möchte mich ja nicht etwa gegen eine originelle Gruppierung an sich, wie wir das ja bei diesem Verfasser gewöhnt

sind, aussprechen, aber der Neuling wird trotz des Wortverzeichnisses am Schluss sich nicht immer schnell zurechtfinden. Der Einfluss des Gallischen wird z. B. in den §§ 33—37 (Wörter) und 181—189 (Laute), 194—195 (Wörter) behandelt. Nicht leicht verständlich ist die Scheidung in biologische und paläontologische Aufgaben. Diese Namen sind nicht sprechend genug. Nachdem der Autor gesagt hat, man könne die Sprachveränderungen vertikal oder horizontal verfolgen, d. h. vom Latein durch die Zeiten bis auf heutigen Tag oder in einer gegebenen Zeit durch die verschiedenen Länder hindurch, und er die vertikale Untersuchung als die biologische bezeichnet hat, sollte man annehmen, die horizontale Untersuchung falle mit der paläontologischen zusammen. Dem ist aber nicht so, da z. B. die Sprachgeographie unter den biologischen Aufgaben aufgezählt wird. Die Biologie soll die Veränderungen der Lebensform untersuchen und die Gesetze des Sprachlebens überhaupt erkennen lassen. So ist dieser Teil der Aufgabe eines Romanisten zugleich speziell und allgemein, eine prinzipielle Beleuchtung des Spezialmaterials. Dazu stellt sich aber die Paläontologie, welche verschwundene Sprachzustände rekonstruiert, nicht in völligen Gegensatz. Denn die Kontinuität der Lebensform, das Leben der Sprache, wird nur erkannt, wenn alle Etappen rekonstruiert sind, sodass die Paläontologie wieder zu einem Bestandteil der Biologie wird. Prinzipielles kann aus totem und lebendigem Sprachmaterial gewonnen werden, auch der Paläontologe das Wesen des Sprachlebens aufhellen. Es würde schwer halten, jede unserer Untersuchungen mit einer der beiden Etiquetten zu versehen. Wohin würde z. B. eine Studie über das altfranzösische Zahlensystem oder die Gestalt der spanischen Sibilanten in amerikanischen Dialekten gehören? Statt der blossen Paragraphierung, deren Wiederholung am oberen Rand der Seite füglich hätte wegbleiben können, wäre ein kurzer Titel über jedem Paragraphen zur Erleichterung des Nachschlagens nützlich gewesen. Solche Titel hätten die flüchtigen Leser, welche behaupten, Meyer-Lübke habe mehr eine Umschau über die bisher gewonnenen Resultate, als eine Einführung geschrieben, eines Besseren belehrt. Sie hätten gezeigt, wie fast immer dem Autor ein methodischer Grundgedanke vorschwebt. So würde zu benennen sein § 54: Lautgeographie, 55: Lautersatz, 56: Artikulationsübertragung, u. s. w. Alles Nebensächliche tritt in diesem Buche zurück, das methodisch Wertvolle steht im Vordergrunde. Man lese z. B. den § 32, der die vortonige Entwickelung des *gn* im Französischen behandelt und bemerke, wie sorgfältig das Gesetz allmählich durch Entfernung aller zweifelhaften Fälle, die einzeln besprochen werden, herausgeschält wird; oder den § 42, welcher den Austausch germanischer Lehnwörter unter romanischen Sprachen bespricht, wo also gezeigt wird, dass bei der Identifizierung eines romanischen mit einem germanischen Worte noch zwischen direkter und vermittelter Entlehnung unterschieden werden muss. § 71 ff. wird gezeigt, wie eine vulgär-

lateinische Form erschlossen werden darf, wie nicht. Aus methodischen Gründen zwingt der Autor dem Leser keine eigene Meinung über das Vulgärlatein auf, sondern verweist auf die einschlägigen Werke[1]) und begnügt sich mit dem Ausspruch, dass man statt „der willkürlich gewählten Gegensätze von Vulgärlatein und Schriftlatein besser nur vom Lateinischen" sprechen sollte. So wird in einem treffenden Satze der gegenwärtige Stand der Frage resümiert; aber das Faktum, dass wir besser thun, vom offiziellen Latein auszugehen, wird durch das ganze Buch zur Genüge demonstriert, ohne dass nachdrücklich darauf insistiert würde. Es geht unter anderem deutlich daraus hervor, dass nicht das in republikanischer Zeit zu *o* monophthongierte *au*, sondern der Diphthong die Basis der romanischen Sprachen bildet, wie im § 77 nachgewiesen wird.

Mich hat besonders gefreut, im § 51 den Satz anzutreffen, dass die Lautphysiologie erst mitzusprechen hat, wenn ein Lautwandel historisch erwiesen ist, nicht umgekehrt. Der Verfasser ist darin vorsichtiger, als sein Rezensent E. Herzog, welcher behauptet (*Litbl.* 1902, 124), das altfranzösische *ü* sei aus einem mit Vorschiebung des Unterkiefers ausgesprochenen *ū* hervorgegangen, eine Artikulationsbasis, die er schon für verschiedene Verschiebungen bei Nasalvokalen angenommen habe. Dabei hat er offenbar nicht mehr recht gewusst, was er im angezogenen Artikel gesagt hatte, denn dort war nicht von Vorschiebung, sondern von Zurückziehung des Unterkiefers die Rede. Abgesehen davon, dass es schwerlich gelingen würde, durch Vorschiebung des Unterkiefers aus einem *ū* ein *ü* zu machen, müssen wir uns energisch dagegen verwahren, dass lauthistorischen Übergängen irgend welche Kontorsionen der Organe, wobei der Unterkiefer bald nach vorne, bald nach hinten schnappt, zu Grunde gelegt werden. Wir sind noch viel zu wenig weit in Lautphysiologie, um auch in diesem Gebiete Kasuistik zu treiben.

Die angeführten Stellen mögen beweisen, welch hohen pädagogischen Wert die *Einführung* Meyer-Lübkes besitzt. Und doch muss ich auch hier leider eine kleine Einschränkung anbringen. Es scheint mir, dass der Verfasser bei sichtlichem Bestreben, seine Ansichten in allgemein verständlichem Ausdrucke darzulegen, doch vielfach auf einem zu hohen Niveau stehen geblieben ist. Der Zufall hat es gewollt, dass zwei Elementarbücher für Romanisten, die fast zugleich erschienen, nämlich das besprochene und Voretzschs *Einführung in das Studium der altfranzösischen Sprache* (Halle 1901), in ihren Anforderungen an den angehenden Romanisten ungeheuer weit auseinandergehen. Während Voretzsch mit naiver Breite oft dasselbe wiederholend es ängstlich vermeidet, den Studenten mit dem Widerstreit der Meinungen bekannt zu machen, und gar nichts voraussetzt, ist Meyer-Lübke im ganzen entschieden zu hoch und oft dunkel.

[1]) Warum wird Mohl nicht erwähnt?

Gleich im ersten lauthistorischen Paragraphen (26), in welchem gezeigt wird, dass die Ortsnamen sehr wertvolles phonetisches Material liefern, wird vorausgesetzt, dass der Schüler begreift, warum eine Ableitung wie *comitatu — comté* nicht beweiskräftig ist, es wird die provenzalische Form *conde* zu Hilfe gerufen, während der Anfänger nur *comte* kennt, etc. Man sollte auch zu vermeiden suchen, schon in den ersten Paragraphen auf die Kenntnis und das Verständnis späterer Abschnitte rechnen zu müssen. Im § 26 wird der § 128, im § 29 § 69 ff. beigezogen.[2]) Und wie kann der Neuling den Wert des topographischen Materials einsehen, bevor man ihm z. B. gesagt hat, worin „Lücken der Beweisführung" bestehen (hier = phonetische Fälle, die durch wenige oder keine Beispiele belegt sind, wie *m't* in vortoniger Entwickelung)? P. 32 begreift derSchüler nicht ohne weiteres, warum *capitulum* im Afr. zu *cheveil* werden musste, ein Verweis auf *vetulum* = *vieil* hätte geholfen. Im § 29 hätte ebenfalls die Nennung der modernen Formen *spalla* ∞ *vecchia, macchia* ∞ *maglia* die Sache deutlicher gemacht (cfr. *Rom. Gramm.* p. 21, wo derselbe Fall klarer auseinandergesetzt wird). Beständig wird mit den Gesetzen der französischen Synkope operiert, ohne dass sie, soviel ich sehe, besonders erwähnt werden. Der ganze § 57 wird manchem Jünger der Romanistik vorderhand unklar bleiben. Es betrifft dieser Paragraph einen seltenen Fall, zu dem der Autor kein leicht verständliches Beispiel beibringen konnte und der wohl besser ganz unterdrückt worden wäre. Es handelt sich um eine Lautvariante, die nicht als organisches Mittelglied der anderen Varianten betrachtet werden kann, die, anders ausgedrückt, nicht in die zu supponierende lautphysiologische Filiation hineinpasst, sondern welche als durch den Zusammenstoss ungleicher Varianten entstandene neue Form anzusehen ist. Als Repräsentanten des lat. *c* vor *a* treten mundartlich z. B. im Frankoprovenzalischen auf: *tš, š, ts, s, st, ϑ*. Das *ϑ* sieht Meyer-Lübke als unrichtige Artikulation von Leuten an, die *tš* sprechen und *ts* einführen wollen. Übrigens glaube ich nicht, dass er recht hat. Der Laut *ts* bietet doch keine besonderen Aussprache-Schwierigkeiten. Vielmehr entsteht spontan aus dem *ts* ein *ϑ* dadurch, dass die Zungenspitze nach vorn rückt, das *s* dem *t* angeglichen wird. In der Nähe von *ϑ*-Gegenden lässt sich oft ein *ϑ* beobachten, das noch supradental,[3]) nicht interdental ist, so im Westen des Kantons Waadt, im Kanton Genf, während das savoyische *ϑ* interdental ist.

Die Schwierigkeit des Verständnisses liegt an der allzu grossen Gedrängtheit des Stoffes und der Ausdrucksmittel. So heisst es § 32: „Scheiden wir daraus sofort *senefier* aus *significare* aus, das sich auch durch die Bewahrung des zweiten *e* als Lehnwort

[2]) Infolge eines Versehens wird p. 38 sogar ein § 254 zitiert, der sich im Buche nicht findet.

[3]) Sogar mit einem Rest von *t*!

erweist". Zu verstehen ist das auch als: neben der Bedeutung, was aber, da vorher von Bedeutung nicht die Rede war, nicht gleich einfällt.

Neben dem Abschnitt über das germanische Element im Romanischen, der methodisch höchst anregend ist und die grossen Fortschritte der neuesten Forschung auf diesem Gebiete bekundet, klingt das Register der gallischen Lehnwörter immer noch etwas trocken. Der Verfasser bringt zwar dadurch neue Anregungen, dass er dieses Mal die Wörter nach ihren Verbreitungsgebieten aufzählt. Es wäre für Anfänger vielleicht nützlich gewesen, wenn auch hier mehr auf die Art der Entlehnung Rücksicht genommen, mehr die innere, als die äussere Geschichte der Lehnwörter betont worden wäre. Man hätte z. B. zeigen können, dass die romanischen Wörter oft nicht die direkten Fortsetzer der keltischen sind, sondern vorher latinisiert wurden (*legua, bracae* etc.), warum gewisse Wörter entlehnt wurden (viele Ausdrücke der Wagenbaukunst etc.).

Der Bestimmung des Buches hat der Autor auch darin Genüge geleistet, dass er da, wo verschiedene Deutungen zulässig sind, die vorsichtige Juxtaposition der Ansichten vorgezogen hat, ohne sich in Diskussionen einzulassen. Wie objektiv abwägend ist der ganze Abschnitt über das ethnologische Prinzip der Beeinflussung des Romanischen durch das gallische, iberische etc. Substrat! Vielleicht war die Vorsicht z. B. im § 180 über das Chilenische nur zu gross. Gewiss erklären sich viele phonetische Züge des Chilenischen als Fortsetzer der andalusischen Sprechgewohnheiten, aber nicht alle. Das bilabiale φ statt *f* erklärt sich z. B. nicht aus der Zurückziehung der Artikulationsbasis, sondern ist ein direkt dem araukanischen Lautsystem entnommener Bestandteil desselben. Die Vergleichung des chilenischen und araukanischen Lautsystems zeigt eine zu frappante Ähnlichkeit, um nicht als positiver Beweis der Beeinflussung des Romanischen durch die Sprache der Ureinwohner zu gelten, obschon andererseits Lenz zu weit gegangen ist, wenn er das Chilenische als mit araukanischer Artikulation gesprochenes Spanisch bezeichnete. Das geht schon daraus hervor, dass das Chilenische Laute besitzt, wie *b*, *g*, die dem Araukanischen fremd sind. Damit hat wiederum Meyer-Lübke meiner Ansicht nach vollkommen recht, dass diese aussereuropäischen Verhältnisse nur „bis auf einen gewissen Grad vorbildlich für die Forschung auf den anderen Gebieten werden können" (p. 171). Lenz selber giebt die Möglichkeit der Verbesserung des chilenischen Spanisch zu, indem durch neue Nachschübe aus Europa die dialektischen Eigentümlichkeiten nivelliert werden. Anderorts hat Meyer-Lübke selber von dieser allmählichen Abschleifung der Rassenaussprache gesprochen (Vortrag *Vom Ursprung der rom. Sprachen*). Mohl hat in seinem geistvollen Buche *Introduction à la chronologie du latin vulgaire* energisch darauf hingewiesen. Wenn ich selber die Verhältnisse der Westschweiz betrachte, wo im Laufe des

XIX. Jahrhunderts die dialektische Aussprache der französischen Litteratursprache, die einen Siegeslauf unternahm, wie seiner Zeit das Latein, innerhalb einiger Generationen so bedeutend zurückgedrängt wurde, dass z. B. heutzutage ein junger, gut gebildeter und gereister Waadtländer von einem jungen Neuenburger sich kaum sprachlich unterscheidet, so muss ich auch eine beträchtliche Einschränkung der Gültigkeit des ethnologischen Prinzips auf weite Dauer hin zugeben. Die Frage, ob in absehbarer Zeit jede dialektische Eigentümlichkeit des Schweizer-Französisch verschwinden kann, würde ich jetzt bejahen. Aber die Verhältnisse sind im XIX. Jahrhundert allerdings andere, als in der Zeit des alternden Roms.

Die grösste Vorsicht war mit Recht im § 64 geboten, der die Einwirkung des Sprechtempos auf die Lautentwickelung zum Gegenstand hat. Der Verfasser setzt sich durch seine Zurückhaltung in Widerspruch zu den phantastischen Theorien Wundts vom Lautwandel, die seither auch von anderer Seite (Delbrück, *Grundfragen der Sprachforschung*, p. 103 ff., Sütterlin, *Das Wesen der sprachlichen Gebilde*, p. 39 ff.) mit berechtigter Energie angefochten worden sind.

Endlich äussert sich Meyer-Lübkes absichtliche Anpassung an den jungen Leserkreis darin, dass er der Hypothese viel weniger Raum gewährt, als sonst. Das ist um so höher anzuschlagen, als der Verfasser nicht nur zu denen gehört, die es fertig bringen, auf dem gesamten Gebiete mit der Wissenschaft Schritt zu halten, sondern zu denen, die ihr mit neuen, oft kühnen Hypothesen vorauseilen. Die Natur der Sache brachte es mit sich, dass viele Erklärungen aus der Zeit von 1 bis 1000, auf die wir uns basieren, nur fable convenue sind. Überall bemüht sich daher der Autor, soweit die ausserordentliche Knappheit des Rahmens und des Ausdrucks es zulässt, die Hypothesen zu begründen.

Wenn ihm trotzdem das Pferd, dem er einen bequemen methodischen Trab aufzwingen möchte, hie und da durchbrennt, so mag der Neuling dabei die Route verlieren, die Kollegen werden sich gerne mit ihm tummeln. Nachdem er in der *Rom. Grammatik* p. 9, 10 über Mundartgrenzen sich noch wesentlich im Sinne von P. Meyer und G. Paris ausgesprochen hatte, stellt er als neues Prinzip dasjenige der Verkehrsverhältnisse auf und trennt mit Ascoli das Frankoprovenzalische ab. In seinem Vortrag Vom Ursprung der rom. Sprachen ist er noch weiter gegangen. Bei Anlass einer bis jetzt undiskutierten scharfen Dialektgrenze, die am Südende des Gardasees zwischen Peschiera und Desenzano verläuft, ohne natürliche Verkehrshindernisse, nur auf Grund des alten Bewusstseins der Zusammengehörigkeit, sagt er, da habe das ethnographische (lies: ethnologische) Gefühl über die Normalisierung der Sprache gesiegt. Der Vortrag gipfelt im Satze: die Sprachwissenschaft ist eine Kulturwissenschaft. Durch meine Patoisstudien und indem ich die Arbeiten

las, welche der Fischersche *Atlas zur Geographie der schwäbischen Mundart* im Gefolge hatte, bin ich zu denselben Resultaten gelangt. So schwer es mir einerseits wurde, mich zu den Theorien meiner verehrten Lehrer in Widerspruch zu stellen, so sehr zwangen mich andererseits meine Beobachtungen, mich mit neueren Anschauungen zu befreunden, wie ich es bei anderer Gelegenheit des weiteren auseinandersetzen werde. Hier nur soviel: Im Gegensatz zur früheren Theorie nehme ich nun entschieden mit Meyer-Lübke an, dass „politische Grenzen zugleich Verkehrsgrenzen sind" (p. 18) und zwar im Mittelalter in viel höherem Masse als heute. Daher hat für mich die Idee Meyer-Lübkes, dass das Frankoprovenzalische (mit seiner Diphthongierung von *ę́, ę̨, ǫ́, ǫ̨*, seinen Nasalvokalen, seiner Reduktion von *tr* zu *r* ∞ prov. *ir*, dem Zusammenfall von intervokalem *p* und *b*) ursprünglich mit dem Nordfranzösischen gemeinsame Sache machte und sich später selbständig entwickelte, etwas ungemein Bestechendes. Schon Urtel (*Beiträge zur Kenntnis des Neuchâteller Patois*, p. 4) hatte darauf hingewiesen, dass das Frankoprovenzalische, wenn man von der Erhaltung des *a* absieht, mehr zum nordfranzösischen Sprachtypus stimmt. Zu den erwähnten Kriterien kommt noch der Zusammenfall des intervokalen *t* und *d*. Und doch glaube ich, dass wir diese blendende Theorie nicht ohne weiteres annehmen dürfen. Als Zeitpunkt der Abtrennung des Frankoprovenzalischen, für das schon Ascoli eine historische Unabhängigkeit vindiziert hatte, nennt Meyer-Lübke das 9. Jahrhundert, in welchem unter Boso das altburgundische Reich entstand. Mit dieser Annahme entsteht aber eine grosse Schwierigkeit, welcher Meyer-Lübke mit einer kühnen Hypothese auszuweichen sucht. Schon für die Zeit der Eide (in denen die Orthographie *fradra* zeigt, dass es sich kaum mehr um *a* handeln kann) wird Übergang von *a* in irgend eine *e*-Varietät angenommen. Wäre das fragliche Sprachgebiet etwa 879 selbständig geworden, so müsste es die Wandlung noch mitgemacht haben. Diesem Einwand begegnet Meyer-Lübke dadurch, dass er thatsächlich auch für das Frankoprovenzalische den Wandel *a* = *ä* ansetzt und von da aus eine Rückkehr zu *a* annimmt. Das Verhalten von nördlich und westlich gelegenen Patoisgruppen scheint seine Theorie zu stützen. So hat der Berner Jura *ę́*, das Val-de-Travers *ę*; nördlich der Schweiz, in den von Horning untersuchten Mundarten zwischen Metz und Belfort tritt *a* neben *ę* auf (der nördlichste Ort mit *a* ist St. Amé, nicht weit von Epinal), so dass Horning unschlüssig ist, ob die fraglichen Gebiete noch zum Frankoprovenzalischen zu rechnen seien oder nicht. Für westliche Patois, wie das von Baume-les-Dames oder Besançon, hat Suchier (*Grundriss* I p. 594) die Möglichkeit der Rückkehr von **e* zu *a* zugegeben. Dazu kommt eine Thatsache, die auf den ersten Blick entscheidend scheint, die Entwickelung von *a* + Palatal, das in den angeführten Patois vielfach als *a* auftritt, wobei gewiss eine Rückkehr stattgefunden hat.

So finden wir noch im Patois der Montagne neuchâteloise Formen, wie *factum* = *fā*, *acrem* = *ägr*, *magis* = *mā* (il n'en pouvait *mais*), *macrum* = *mägr* etc., welche theoretisch den Schluss ermöglichen, dass auch *pratum* = *prā* auf Rückkehr beruht. Und wenn diese Rückkehr von **e* zu *a* in *pratum*, etc. für Neuenburg zutrifft, so ist, wiederum theoretisch, dasselbe für Freiburg, etc. möglich.[4]) So würde das ganze frankoprovenzalische Gebiet für eine vor 879 anzusetzende Periode im Nordfranzösischen aufgehen. Die Frage hat daher eine grosse Tragweite.

Für das Patois von Besançon, das ich kürzlich an Ort und Stelle untersucht habe, scheint mir eine Rückkehr sicher. Formen, wie *est* = *ǫ*, fr. *dressée* = *drǫsi*, *siccum* = *sǫ*, *spissu* = *ȩpǫ*, *crescere* = *krǫtr*, etc., sprechen für alten Übergang von *ę̆* über *a* zu *ǫ*. Dazu kommt *a* + Pal., wie *magistrum* = *mātr*,[5]) trotz des Einflusses der Schriftsprache, so dass ich nicht zögern würde, auch für *a*, z. B. in *prā*, *fmā* = *fumare*, etc. Rückkehr anzunehmen. Das nahe gelegene Ornans hat noch heute *prę*, *fmę*, u. s. w. So würde für einen Teil der alten Franche-Comté, sagen wir einmal für das Dép. des Doubs, eine einheitliche frühere Aussprache *e* anzunehmen sein. Ob es sich nun hier um das Gesetz handelt, nach welchem im Altfranzösischen *a* zu *e* wurde, ist eine andere Frage. Ich wage sie für Frankreich nicht zu entscheiden, da ich die betreffenden Patois zu wenig eingehend kenne. Ich möchte aber doch die Möglichkeit einer verneinenden Antwort auf Grund folgender Fakta in Aussicht stellen. Im Berner Jura findet sich eine wichtige Ausnahme zum Gesetz *a* = *ę* (abgesehen von Sprachinseln mit *a* im *ę*-Gebiet: Court-Malleray, Tramelan, die ich mir vorläufig als Rückkehrterrain denke), nämlich *-ata* = *-ā*. Die Partizipien auf *-ata* endigen allerdings heute auf *ę*, haben aber sehr wahrscheinlich einst eine Ausnahme gebildet, wie die erhaltenen Substantiva auf *-ā* beweisen: Rebeuvelier, Montsevelier, Corban haben z. B. *rosata* = *rǫzā*, *diurnata* = *džǫrnā*, *vannata* = *vǫnā*, etc. Andere Ortschaften, wie Delémont, haben auch hier *ę*. Dass *-ā* früher verbreiteter war, beweist der Umstand, dass Courroux heute *ę* hat, während Raspieler, der Verfasser der *Paniers* (18. Jahrhundert), noch *an* schreibt. Dieselben Verhältnisse, in ursprünglicherer Form, treffen wir im Val-de-Travers, wo es heisst: *prā*, *tšātę̄* (*cantare* und *cantatu*), aber *tšātā* = *cantata*.[6]) Diese auffallende Ähnlichkeit des Val-de-Travers mit dem

[4]) Allerdings wird in Freiburg, etc. *a* + Pal. nie zu *a*.

[5]) Zwar darf auf dieses Argument nicht zuviel Gewicht gelegt werden, weil *a* + Pal. = *a* sich auch da findet, wo altes *ę* nicht zu *a* zurückgekehrt ist, so dass beide Erscheinungen nicht unbedingt dasselbe Gesetz repräsentieren. Z. B. ist *a* + Pal. = *a* in den Mundarten, die Horning untersucht hat, viel weiter verbreitet, als **ę* = *a*.

[6]) Die Substantiva auf *-ata* endigen auf *ey* und sind nach dem Plural gebildete Analogieformen.

davon geographisch und konfessionell getrennten Berner Jura konnte ich mir nur durch ein Band erklären, das auf französischem Boden der Grenze nach geht. Dieses Bindeglied existiert, wie aus folgenden Formen ersichtlich ist:

	Mouthe	Verrières-de-Joux	Doubs	Gilley
caminata	*tsœmnǭ*	do.	do.	*tsœmrā*
rosata	*rwazǭ*	*rǫzǭ*	do.	*rǫzā*
cantata	*tsātǭ*	*tsa̋tǭ*	*tsātǭ*	*tsātā*
plumata	*plümǭ*	*plœmǭ*	do.	*plœmā*
(plumatu)	*plümę̄*	*plœmę̄*	do.	*plœmę̄.*

Das *ǭ* der Ortschaften Mouthe, Verrières-de-Joux und Doubs beweist, dass auch hier einmal *ā* gesprochen wurde. Das *ę* des Berner Jura und des Val-de-Travers verdankt also wohl seinen Ursprung einer Lautentwickelung, deren Zentrum in Frankreich zu suchen ist. Nach diesem Kriterium darf man z. B. annehmen, dass das Traversthal vom Westen aus bevölkert wurde. Es wäre eine interessante Aufgabe, dies an Hand der Geschichte (das Traversthal gehörte nicht zur alten Grafschaft Neuenburg!), der gesamten Lautentwickelung, des Wortschatzes, der Orts- und Familiennamen nachzuprüfen. Nun glaube ich nicht, dass es sich hier um das altfranzösische Gesetz *a* = *e* handelt, weil von dem frankoprovenzalischen Gesetz auch *a* in geschlossener Silbe mitbetroffen wird; Berner Jura: *bęrb (barba)*, *pę (parte)*, *kętr (quattuor)*; Val-de-Travers: *bęrb*, *ęno (asinu)*, *pę (passu* = Negation) etc.

Wenn es gestattet ist, aus dem Verhalten benachbarter Dialekte Rückschlüsse auf die Geschichte des *a* in diesen Gegenden zu ziehen, so dürfte das Patois der Montagne neuchâteloise einen Wink geben. Es wandelt *a* nur in romanisch unlängst oder noch heute geschlossenen Silben zu *ę* (oder *ẹ*), vgl. *tarde* = *t'ęʒ*[5]), fr. *renard* = *rn'ęʒ*[7]), *formaticum* = *fərmẹdž*, *aetaticum* = *ẹdž*, *largum* = *lęrdž*, *mansum* = *mę* [? erhalten wahrscheinlich in Ortsnamen wie Maix Rochat, Maix Lidor etc.]. So würde es sich erklären, warum in fortgeschrittneren Mundarten *a* auch vor dem *r* des Infinitivs etc. zu *e* geworden, während *-ata* = *aa* = *ā* am Wortende eine Ausnahme geblieben wäre. Dieses *a* = *e* - Gesetz, das auch das *a* in geschlossener Silbe erreicht, denke ich mir bedeutend jünger, als das altfranzösische *a* = *e* - Gesetz.

Manu = *main* stellt doch wohl eine Vorstufe der *e*-Entwickelung vor. Die in Frage stehenden Patois haben vielfach *mā* und stehen damit noch auf lateinischem Boden.

Für die Mundarten der Waadt, Savoyens etc. eine Rückkehr von altem *ę* zu *a* anzunehmen, dazu besteht absolut keine Veranlassung. Eine Sprache, die das auslautende *a* und *o* bewahrt

[7]) *t'*, *n'* sind nach dem Gaumen zurückgezogene, apikale Laute.

(pyãta, tsẹrdzo), steht gewiss auch mit dem betonten *a* auf älterer, dem Lateinischen näherer Grundlage als die französische.

Man sieht, wie schwer es hält, das Gebiet des Frankoprovenzalischen zu umgrenzen, und doch sollte diese Aufgabe einmal gelöst werden. Im Grundriss stimmt die Gröbersche Karte nicht zu denen Suchiers; Suchier und Ascoli sind nicht einig über den nördlichen und westlichen Endpunkt des Gebiets. Vielleicht würden alte Dokumente, die z. B. in Besançon nicht fehlen, einigen Aufschluss geben.[8])

Nun komme ich zur Hauptfrage, ob das Frankoprovenzalische eine Zeit hindurch nach Norden gravitierte. Den Wandel von *a* zu *ẹ*, sowie denjenigen des unbetonten *-o* zu *-ə* [Artikel noch heute in Besançon *lu* !] hat es nicht mitgemacht, die Reduktion von *tr* zu *r* könnte erst nach der Loslösung stattgefunden haben, die Diphthongierung des *ẹ* und *ọ* kennt auch das Oberitalienische, das politisch in keinem Zusammenhange mit Nordfrankreich steht, ebenso steht es mit den Nasalvokalen. Die Synkope des Frankoprovenzalischen ist später erfolgt, als im Französischen, vgl. *sanda* (Marguerite d'Oingt), *šẽdå* (Freiburg) ∞ fr. *santé* etc. Es ist auch nicht zu vergessen, dass in gewissen Zügen das Frankoprovenzalische nach Italien gravitiert, nicht nach Nordfrankreich, so in der Erhaltung des *-o*, im Wandel *mn* = *n*: *sọño* = it. *sonno* ∞ fr. *somme*, und vor allem im *pl* = *pl̃*, *pi̯*, *cl* = *kl̃*, *ki̯* etc. Auch in der ethnologischen Frage des eventuellen Einflusses des Keltischen bildet eigentlich den Kernpunkt das rätselhafte Faktum, dass Oberitalien mitmacht. Ich glaube mit Meyer-Lübke, dass seit der Einigung des frankoprovenzalischen Reiches unter Boso die einheitliche Politik dem Lautwandel einheitliche Bahnen weisen konnte, ich glaube sogar, dass es mit der Zeit gelingen sollte, den Einfluss jedes grossen historischen Ereignisses in der Sprachbildung nachzuweisen, aber was vor dem 9. Jahrhundert im Frankoprovenzalischen passierte, entzieht sich einstweilen unserer Kenntnis.

Nebenbei möchte ich die Beispiele der *Einführung* p. 19 korrigieren. Für *nepote* ist in der Waadt *nevao* statt *neveu* einzusetzen. Statt *pede*, das im Zentralwaadtländischen nicht *pye*, sondern *pi* ergiebt, und statt *mola* würde ich setzen *ferum* = *fyẹ* und *soror* = *šera* (aus **suera*). Diese Beispiele passen auch z. B. für das Lyonesische. So würde der Parallelismus mit dem Altfranzösischen deutlicher. Diese Formen zeigen, dass die Diphthongierung des *ẹ* und *ọ* viel früher anzusetzen ist, als diejenige des *ẹ* und *ọ*, da vor anderen Konsonanten als *r* der Diphthong noch Zeit hatte, sich wieder zu

[8]) Einstweilen ist es mir wegen der Möglichkeit einer Rückkehr zu *a* schwer zu sagen, welche Ortschaft der französischen Schweiz die letzte nördliche ist, welche das *a* erhielt. Sornetan ist es nicht, da Schindler irrtümlich *a* notiert, es lautet dort vielmehr *ẹ*. Zimmerlis Angabe, dass in Grandval *prā*, *byā* neben *tšẽtẹ* vorkommt, beruht ebenfalls auf Irrtum. So ist möglicherweise La Ferrière, in der Nähe von La Chaux-de-fonds, oder Orvin das nördlichste Dorf mit erhaltenem lat. *a*.

vereinfachen, um dann mit *ẹ* und *ọ* zu marschieren: Waadtl. **grẹve* = *grieve* = *grẹve* = *grai*, wie *site* = *sai*, oder *bọve* = *buove* = *bọve* = *bao*, wie *votu* = *vao*. In diesem Punkte gehen aber die frankoprovenzalischen Dialekte nicht einig, indem viele den alten Unterschied bedingungslos gewahrt haben.

Ein anderer Punkt, in welchem Meyer-Lübke aus demselben Sprachgebiet Nutzen zu ziehen glaubte, betrifft die Palatalisierung des lat. *c* vor *e* und *i*. Es heisst p. 124: „Der Ortsname *Caerelliacum* im schweizerischen Kanton Bern lautet fr. *Cerlay*, deutsch *Erlach*, letzteres offenbar aus *z-erlach* entstanden, indem man *z-* als die Präposition *zu* betrachtete". Was beweisen würde, dass im Jahre 407, als die Allemannen in das Gebiet eindrangen, schon *tserlako* oder etwas Ähnliches zu hören war. Es sei mir erlaubt, auch hier einige Zurückhaltung zu empfehlen. Der Ort heisst nicht *Cerlay*, sondern *Cerlier* (älteste urkundliche Form: Cerlie 1093), was an der Frage nichts ändert. Aber woher hat Meyer-Lübke die Etymologie *Caerelliacum*? Urkundlich erscheint meines Wissens nur *Erilacum*. Ferner setzt Meyer-Lübke wegen fränkischem *tins* = lat. *census* selber die Lautverschiebung *t* = *z* ins 6. Jahrhundert, so dass die Dekomposition *z-Erlach* erst lange nach 407 stattfinden konnte, was um so eher möglich ist, als niemand beweisen kann, dass gerade diese Ortschaft gleich germanisiert und deutsch benannt wurde. Zimmerli zitiert noch moderne romanische Familiennamen von Erlach, die heute allerdings im Orte ausgestorben sind. Ich gebe gerne zu, dass der terminus ad quem der deutschen Benennung Erla*ch* durch das im 7. Jahrhundert bezeugte *-ago* gegeben ist, aber der terminus a quo für lat. *c* + *e*, *i* = *ts*, welcher der interessante ist, geht aus dem deutschen Ortsnamen, auch wenn Meyer-Lübkes Hypothese richtig ist, nicht hervor.

Im einzelnen möchte ich nur noch einige wenige Stellen berühren, die mir unter anderen einer Korrektur oder Ergänzung bedürftig scheinen, ohne grössere Tragweite zu haben. Ich glaube nicht, dass die Franzosen *sceptre* mit *p* erst sprechen lernten, seitdem durch Reduktionen wie *p(e)tit* die Gruppe *pt* eine physiologische Möglichkeit geworden war, ich glaube vielmehr einfach an Einfluss des Schriftbildes. Zur Illustration des § 59, in welchem gezeigt wird, dass das Personalpronomen vor dem Verb da nötig wird, wo die Endungen zusammenfallen: fr. *je chante* ∾ it. *(io) canto*, möchte ich die Konjugation des freiburgischen Reflexivums anführen, wie nach meinen Beobachtungen das Volk es verwendet (Patois von Villarsiviriaux): *m'akọdu* (je m'accoude), *tə t'akọde*, *š'akọde*, *nọ nọ-ž-akọ́dẽ*, *vọ vọ-ž-akọdọ̄de*, *š'akọdõ*; das Personalpronomen wird also nur in der zweiten Singularis und in der ersten und zweiten Pluralis gesetzt, aus Gründen der Deutlichkeit, weil *t'akọde*, *nọ-ž-akọ́dẽ*, etc. heissen würde *tu accoudes, nous accoudons*, etc. Ein deutliches Eingreifen des Verstandes in die Sprachentwicklung! Und da

ich gerade davon spreche, sei mir gestattet, hier eine andere Notiz ähnlichen Inhalts über dasselbe Patois anzubringen, die mit Meyer-Lübkes Buch in keinem Zusammenhang steht. Lat. *a* wird hier regelmässig zu *ǫ* (*prǭ, vəlǭdzu,* etc.); als einzige Ausnahme erscheint *lu pāre,* der Pater, und *lu šẽ pāre,* der Papst. Damit die Bezeichnungen der Kirche nicht mit *lu pǭre* = Männchen des Tieres zusammenfallen, ist bewusst das Wort vor dem Lautgesetz beschützt worden!

Die Frage des *u* zu *ü* bedarf immer noch weiterer Vertiefung. Die Beispiele, die der Verfasser anführt, um zu beweisen, dass das Südfranzösische früher als der Norden *ü* besessen habe, haben mich nicht überzeugt. Die Gründe, die Lienig, *Die Grammatik der provenzalischen Leys d'amors, verglichen mit der Sprache der Troubadours,* Breslau 1890, p. 54 ff., anführt, bilden, wenn schon einzeln wenig beweiskräftig, zusammen ein Gewicht zu Gunsten von altprovenzalischem *u*, nicht *ü*. Dass der Norden „zur Zeit, da *l* vor Konsonanten zu *u* wurde", also im XII. Jahrhundert (!), noch *u* gesprochen habe, ist angesichts der deutschen Lehnwörter nicht wahrscheinlich. Die Wörter *sui, puce, rotruenge,* durch welche der Verfasser das höhere Alter des provenzalischen *ü* beweisen will, bieten alle so viele Schwierigkeiten, dass wenig daraus gewonnen werden kann. Auch mit Reimen muss man vorsichtig umgehen. So beweist der Reim der Marie de France *(Fables* 46,9) *cuccu: fu,* den Meyer-Lübke nicht erwähnt, nichts, da viele Dialekte den Namen des Vogels in der zweiten Silbe mit *ü* sprechen (cfr. Rolland, *Faune populaire* II, 82 ff.; sogar *kükü* kommt vor, z. B. in den Pyrénées orientales und in der französischen Schweiz). Was die französische Schweiz anbelangt, so halte ich mit dem Verfasser daran fest, dass *u* das ursprüngliche ist, wie es aus *unu* = *ō, áo* = *habutum,* der Erhaltung der u-Aussprache in den Kantonen Waadt und Freiburg in vortoniger Stellung: *dzurā* aus *jurare,* im Wallis in einigen Thälern ohne Bedingung, endlich aus *jurare* = *dzurā,* nicht *dzurī, *incuratus* = *ẽkurā,* Pfarrer, hervorgeht. Nördlicher, im Kanton Neuenburg, wo man *djəri* für *jurare* sagt, mag das *ü* viel älter sein. Die Aussprache *u*, die sich z. B. in der Montagne neuchâteloise in einigen Wörtern findet: *avu* = *habutum, vu* = *vidutum, bu* = *bibutum, kuva* = *cupa* ∞ *krü* = *crudum* oder *credutum, sü* = *saputum,* beruht auf Rückkehr unter Einfluss des Labials. Das gallische Artikulationssystem spielt hier nicht hinein, da alsdann der Laut z. B. im Kanton Freiburg vortonig ebensogut zu *ü* werden müsste, als unter dem Tone. Die ganze *ü*-Verbreitung macht den Eindruck einer Welle, die von einem französischen Zentrum aus das galloromanische Gebiet überflutete, ohne die Peripherie gänzlich zu erreichen.

Möge der Verfasser es nicht ungern sehen, wenn an einigen seiner Ausführungen etwas gerüttelt wird; hat er doch alle seine Paragraphen als Aufgaben bezeichnet! Sein grösstes Verdienst ist es,